

ALLES ROWER? EIN WESSI AUF FRIEDENSAHRT

Rainer Sprehe



Leseprobe

Kapitel I

In den Lodden

Die Lage ist offenbar mächtig angespannt im Nahen Osten der Stadt. Als ich morgens die Tür zum Garten öffne, sausen im Viertel gleich reihenweise Dachlawinen zu Tal. Halbgefrorenes klatscht spritzend auf Pflaster und Asphalt, trommelt düster auf ein Autodach. Wie ein Gewitter in der Realschulaufführung von King Lear. Der Wind bläst mit gestrengem Gleichmut eine übellaunige Mischpoke von Aggregatzuständen in ein verdattertes Halbschlafgesicht. Feinste Partikel mit der Wirkung von Flüssigstickstoff. Über den Firsten dümpelt der Teutokamm im Hochnebel. Bah, watt üsselich, wie man in diesem Landstrich sagt. Die verrutschte Grimasse, die der stockende neuronale Funkverkehr in Wangen, Kinn und Schläfen meißelt, fühlt sich ein wenig an, als hätte ein dubioser Dentist seine unheilige Neigung ausgelebt, frisch ausgebohrte Wurzelkanäle mit Frozen Daiquiri durchzuspülen. Einigen Synapsen gelingt es dennoch, die ungemütliche Kampfansage seitens des nasskalten Tauwetters zu dechiffrieren: »Verpiss dich, Jüngelchen! Husch, husch, mein Freund, ab ins Körbchen. Das lohnt sich heute nicht. Echt nicht. Leg dich einfach noch mal hin.«

Jeder Vernunftbegabte hätte sofort gehorcht. Hätte die Haustür seufzend ins Schloss gedonnert, sich die Treppe hochgeschleppt und die Decke über den von Gefrierbrand versengten Schädel gezogen – in der Hoffnung, vielleicht noch ein wenig im eigenen Mief schnorcheln und schmurgeln zu dürfen, bevor die Schutzbefohlenen am Schlafrockzipfel zerren und ihre Rechte einfordern.

Ich bin nicht vernunftbegabt. Ich bin schließlich Radfahrer. Rennradfahrer. Einer von denen, in deren Kulturbeutel sich weitaus mehr Salben und Tübchen für die Pflege

des Dammbereichs finden als für die Pflege des Gesichts. Die ihr Gesäß, obschon Hintern keine Hornhaut entwickeln können, über Stunden freiwillig auf einem klingentartigen, praktisch ungepolsterten Gestell wiegen. Deren Schmutzwäsche zu 85 Prozent nicht mit in den Trockner darf, weil eingenähte Sitzpolster und mit Silberionen behandelte Funktionsfasern sich äußerst pingelig gerieren, wenn man sie nicht bei Dreiviertelmond und maximal siebenundzwanzig Grad von zarter Hand wäscht. Einer von denen, die sich nicht wie normale Menschen mit Name, Alter, Beruf und Steckenpferden vorstellen, sondern mit den Rädern der Saison, den zuletzt abgeleisteten Jahreskilometern und der aktuellen Kotzgrenzenleistung in Watt pro Kilogramm Körpergewicht.

In meinem Fall heißt das: a) »Specialized Roubaix (Straße) und Stevens X8 (Gelände); b) »Sechstausendfünfhundert – stich!« und c) »Ich glaube nicht, dass die Entwicklung unserer persönlichen Beziehung bereits so weit gediehen wäre, als dass ich derart intime Details preisgeben möchte.« Wer derweil nach den Hobbys fragt, erntet von unsereins eh nur entsetztes Augenrollen und die ruppige Gegenfrage: Wieso Plural?

So genügt die schemenhafte Wahrnehmung, wie sich der Niesel auf den windschiefen Platten vorm Haus in kleinen Rinnsalen sammelt und nicht augenblicklich wieder gefriert, dass ich angesichts der Vorgeschichte von vier Wochen Permaglätte und kommunalem Streusalzmangel von einem aberwitzigen Schauer gepackt werde. Die vage Aussicht auf ein paar eisfreie Rennradkilometer lässt meinen gerade noch dumpf und matt sein Morgenwerk verrichtenden Reaktor in unkontrollierter Vorfreude verglühen. Ich hechle von Sinnen, befremde die treppab herannahenden Mitbewohner mit überdrehtem Japsen, zerre an der Leine. Auf diesen Tag habe ich so lange gewartet. Endlich geht es wieder raus. Raus auf die Straße. [...]

Handgestoppte fünfeinhalb Minuten später stehe ich komplett verkleidet in der Küche. Das Gesäß antiseptisch gebuttert. Die Beine mit jener streng nach Sanitätszelt riechenden, heringssalatrotten Paste eingerieben, die Haut und Poren so sehr reizt, dass es den angrenzenden Muskelfasern glaubwürdig ein Gefühl von Wärme vorgaukelt. Thermohose und -trikot plus Windweste übergestreift. Die empfindlichen, auf anhaltende Kälte mit noch länger anhaltender Leichenblässe reagierenden Füße lehrbuchmäßig nach dem Zwiebelprinzip in fünf Schichten verpackt. Ich habe es eilig, denn ich fürchte die rasche Rückkehr des so lange Regentschaft führenden Sibirien-Tiefs. [...]

Zuverlässig schnee- und eisfrei sind lediglich die Hauptstraßen. Und deren rechter Fahrbahnrand gleicht an diesem Morgen keineswegs den vorhersehbaren Geraden US-amerikanischer Weststaategrenzen, eher der Küstenlinie von Norwegen. Variantenreich in Form und Ausdehnung mäandrieren dreckig-weiße Hügel aus Altschnee, Splitt und Hundekot in den ergo verknappten Verkehrsraum hinein, was die Koexistenz von Klick- und Gaspedal nicht unbedingt vereinfacht.

Auf der Suche nach Hauptverkehrsadern, die erfahrungsgemäß halbwegs sicher mit dem Rad befahrbar sind, geht es ständig kreuz und quer, links und rechts, rauf und runter. So nimmt sich mein Stimmungsbarometer auf verwinkeltem Parcours durchs zunehmend wellige Terrain rasch aus wie das EEG von Professor Hastig. Keine Diva könnte launenhafter sein als der außer Form befindliche Radfahrer unter dem stetig wechselnden Einfluss von Wind und Steigungsprozenten. In einem Moment fühle ich mich – berauscht von Schiebewind und abschüssigem Gelände – wie der Herrscher der Welt, wie Kaiser Bushido in Funktionsfaserstrumpfhosen. Doch dann, nur einen Kreisverkehr später, frischt der Wind aus denkbar ungünstiger Richtung wehend merklich auf, und der neue Star am Radsportthimmel wird wieder unsanft zur Ruhe gebettet. Die Beine degenerieren im Nu zu falsch montierten, hilflos herumeiernden Pleuelstangen, mein Ego bläst ein düsteres Medley aus Händels Largo, Psalm 130 und Chopins Trauermarsch. In den Funktionsfaserstrumpfhosen steckt nur noch ein besserer Fußabtreter, der insgeheim lediglich darauf wartet, vom nächsten Räumfahrzeug zur Zwischenlagerung auf einen der dreckig-weißen Haufen gekehrt zu werden. [...]

Mit dem Wechsel auf die pottebene, münsterländische Seite des Teutoburger Waldes haben sich immerhin die Straßenverhältnisse gebessert. Als bald werde ich mutiger, riskiere hier und da auch einen Abstecher auf weniger frequentierte Straßen. Die Rhedaer Mark ist erreicht, rein landwirtschaftlich genutzter Außenbezirk meines Geburtsstädtchens. Sandige Äcker, verstreute Gehöfte, in denen die wandelnden Backsteinmoden der letzten hundert Jahre wild durcheinander verbaut sind, karge Nadelholzforste. Dazwischen schmale, bisweilen vom Wurzelwerk der Bäume wellig aufgebockte Flickenteppichsträßchen, gerade mal breit genug für ein Auto. »In den Lodden«, »Kattenstroth« oder »Im witten Sande« heißen solche Wege, auf denen meine Ausfahrt zusehends zu einer Übung der technischen Fahrfertigkeiten ausartet.

Vermögen es die schmalen Reifen nicht, exakt in einer der zwei Spuren zu bleiben, die Auto- oder Traktoren pneus zuvor in den Schneematsch gefräst haben, geraten Zwei-

beiner und -rad sogleich unweigerlich ins Rutschen. Doch was ist das? Zwanzig Meter weiter, an der kleinen Lichtung, verlieren sich die Fahrinnen plötzlich in einem einzigen See aus Eis. Oh Gottchen, und was will der jetzt da? Plötzlicher Gegenverkehr! Das erste Auto seit einer Viertelstunde! Ausgerechnet jetzt?!? Bevor ich überhaupt darüber nachdenken kann, was im Fahrtechnik-Ratgeber unter »Bremsen und Ausweichen auf seifigem Untergrund« vermerkt war, gibt mein Rad mir zu verstehen, dass beides gleichzeitig tunlichst zu vermeiden ist, rutscht schwungvoll zur Seite und verschafft mir einen öffentlichen Auftritt als Dachlawine. Klatschend spratze ich ins Sorbet.

»Alles in Ordnung?« Der Autofahrer ist gleich ausgestiegen und mimt glaubwürdig Empathie.

»Danke«, sage ich möglichst gelassen und vielsagend, während ich mich pitschnass aufraupele und die elementaren Radfahrergelenke betaste. Und für ostwestfälische Verhältnisse ist das ja tatsächlich bereits viel gesagt und ausreichende Auskunft.

So wünscht der Autofahrer ein frohes Fest und rauscht von dannen. Ich will es ihm gleich tun, bin aber vorerst zu Gemach verdammt. Erst muss ich den heiklen Streckenabschnitt auf spitzen Zehen durchwaten, dann eine fest mit Eis ummantelte Pedalplatte einer langwierigen Operation mit den Reifenhebern unterziehen. Als ich endlich wieder fahrtüchtig bin, hat die Hülle aus eiswassergetränktem Elasthan-Mischgewebe die Körperkerntemperatur bereits in kritische Bereiche heruntergekühlt.

Um warm zu werden, gebe ich meinen Beinen richtig Auslauf und die Sporen, sobald ich wieder eine breite Chaussee unter den Reifen habe. Und auch weil vom Horizont ein anderer, tief über seinen Boliden gebeugter Velofahrer herannaht. Alte Rennfahrerregel: Im Windschatten sparst du bis zu 30 Prozent an Energie, aber im Angesicht von Konkurrenz bist du bereit, bis zu 30 Prozent mehr zu verpulvern.

Dennoch vernehme ich keine Minute später direkt hinter mir eine Kette über die Ritzel klettern. Der Drecksack ist offenbar im Turbomodus herangeflogen und versucht jetzt, es sich in meinem Windschatten gemütlich zu machen. Na, warte, dir werd' ich's zeigen. Ich entsinne mich einer der alten Geheimwaffen, liebäugle damit, im Zuge eines Präventivschlags leicht das Gesäß zu heben ... Doch spätestens infolge des jüngsten Eisbades dürfte den Pobacken so viel Gefühl abhanden gekommen sein, dass ihnen statt eines »Schleichers« bestimmt ein locker-flockiges Tröten entwichen wäre, das sich auch mittels eines hektisch heraufbeschworenen Verschalters nicht mehr hätte übertönen lassen – und eh zu spät gekommen wäre.

Denn der Verfolger ist längst auf gleicher Höhe und macht sofort deutlich, dass er gewillt ist, meine lang ersehnte Rennradrunde nun endgültig im Fiasko münden zu lassen. Als seien eine nach nur wenigen Wochen Trainingspause schon massiv angegriffene Milchsäuretoleranz und der Diver im Schneematsch nicht schon genug. Jetzt muss ich auch noch den enormen Geschwindigkeitsüberschuss eines weder viel leichteren und schon gar nicht jüngeren Herausforderers anerkennen. Der überdies noch genug Atem und kommunikative Begabung für einen lockeren Plauderton besitzt.

»Mehr Nägel, ich rutsche!«, zitiert der Kerl quasi zur Begrüßung aus der Sprechblase eines sattsam bekannten Jesus-Cartoons und weist zur Erklärung zunächst auf meine sturzbedingt verdreckten Klamotten, dann auf seine deutlich vernehmbar summenden Reifen. Ein Grinsen macht meine Schmach endgültig perfekt. Der Typ ist im Gegensatz zu mir auf Spikes unterwegs. So legt er sich zwar selbst in den Lodden nicht auf die Klappe, muss aber ob des größeren Rollwiderstands fürs gleiche Tempo auch weitaus mehr Strom aus den kleinen Kraftwerken in seinen Muskelzellen ziehen.

Zum Trost bilde ich mir ein, das entfernt bekannte Gesicht gehöre einem der mit beneidenswert viel Freizeit gesegneten Heizstrahler, die das Trainingspensum von Halbprofis abspulen, um dann Sonntagmorgen für Sonntagmorgen bei allen organisierten Rennradtreffen im Umland schon eine Viertelstunde vor dem ehemedem unmenschlich frühen Startschuss mit dem Vorderrad am Flutterband zu scharren.

Immerhin schlägt der Heizstrahler nun Töne an, die seinen Tempo- und Testosteronüberschuss in einem etwas versöhnlicheren Lichte erscheinen lassen. Er müsse in der anstehenden Saison früh in Topform sein. So sei es unabdinglich, sich schon im Advent mit ein paar Tempointervallen an diesen ekligen, metallischen Blutgeschmack im Mund zu gewöhnen. Kein Gedanke daran, die der Jahreszeit angemessene Jan-Ullrich-Gedächtnis-Diät zu halten und die Arterien inwandig mit einer sämigen Glühwein-Spekulativus-Masse auszukleistern. Schließlich habe er den berühmtesten aller Frühjahrsklassiker als Höhepunkt in seinem Rennkalender auserkoren.

»Paris-Roubaix«, sagt er.

»Die Legende«, sagt er.

»Gibt's nun zum ersten Mal auch als Challenge für Jedermann«, sagt er.

»Anfang April, nur einen Tag vor dem Profirennen«, sagt er.

»Bienvenu en enfer«, sagt er. »Willkommen in der Hölle des Nordens.«

»Aha«, sage ich.

Was genügt, um einen wort- und juchzerreichen Exkurs zu provozieren. Einen Monolog über historische Wurzeln und moderne Realitäten dieses Radrennens auf groben Granitpflastersteinen, die krumm und schief zwischen den Äckern und Wäldern, Soldatenfriedhöfen und einstigen Schützengräben am Rande des nordfranzösischen Kohlenreviers im Morast stecken. Einen Monolog, der rasch in einem Geschwurbel aus Versatzstücken der Mobilmachungspropaganda mündet: »... bei Regen wie auf Schmierseife ... am besten immer vorneweg ... wie zuletzt der Cancellara ... der Spartakus aus Bern ... und hinter dir die Schmerzensschreie ... der Versehrten ... wie bei einer Splitterbombe ... wenn's aber trocken bleibt ... dann lass sie Staub fressen ... mach den Lawrence von Arabien ... jaaaaaharrharr, das wird ein Gemetzel!«

Derart beängstigend entzückt klingt dieses Kriegsgeheul, dass irgendetwas in mir – vielleicht der einstige Wehrdienstverweigerer? – die nahe liegende Antwort verweigert, als die Gegenfrage nachgeschoben wird: »Und? Was sind deine Saisonziele dies' Jahr?«

Ich hätte durchaus einen angemessenen martialischen Konter in petto gehabt. »Ach, mal schauen ... zwei Anmeldungen sind bisher raus. Im Frühjahr die Flandernrundfahrt. Du weißt schon – mit Kinderköppen gepflasterte Zwanzig-Prozent-Rampen. Und im Sommer dann die 24 Stunden bei Rad am Ring. Als Viererstaffel durch die Grüne Hölle ...« Doch irgendetwas reitet mich, der überdrehten Splitterbombenstimmung ein möglichst eindeutiges Kontra zu entbieten. »Ach, ich mach dies' Jahr die Friedensfahrt«, höre ich mich sagen. Und weiß nicht, warum.

Mein Gedächtnis hat wohl spontan Fetzen eines eigentlich längst wieder vergessenen YouTube-Vierteilers ausgegraben, damit ich das Kriegsgeheul angemessen erwidern kann. Monate ist's her, da lief sie tagelang in der Heavy Rotation auf dem heimischen Rechner, die frühe Gemeinschaftsproduktion von Wytwórnia Filmów Dokumentalnych Polska und DEFA Dokumentarfilm.

Wyścig pokoju 1952 Warszawa–Berlin–Praha. Knapp fünfzigminütige Reportage über die erste Ausgabe der Internationalen Radfernfahrt für den Frieden, die dereinst – vier Jahre nach der Premiere – auch über deutschen Boden führte. Das Ganze in der polnischen Originalversion ohne Untertitel. Aber mit diesem klassischen Fastforward-Effekt von Wochenschauen, der wirbelnde Beine auf sehr reizvolle Weise in ratternde Nähmaschinennadeln verwandelt. Und so manchen Fahrer, dem sein Mechaniker ein etwas zu kleines Rennrad präpariert hatte, in einen ekstatischen Wackeldackel.

In Bruchstücksequenzen flackern sie nun wieder auf. Bilder von einer Veranstaltung, die – in einem undurchschaubaren Techtelmechtel von eher anarchischem Freiluft-sport und generalstabsmäßig durche exerzierter Maiparade – schier unglaubliche Menschenmassen zu mobilisieren verstand.

Kopfsteinpflaster und staubige Chaussee. Warschau ein einziges Trümmerfeld. Straßenüber-spannende Banner und Bögen mit eindeutigen Botschaften. »Sportler kämpfen für Frieden und Völkerverständigung«, »Die Werktätigen von Buna grüßen die Teilnehmer der V. Friedensfahrt«, auf dem Weg nach Chemnitz das Wort »P R Ä M I E« in mundgemalten Riesenlettern. Unentwegte Antritte und Gegenattacken, die Hatz der Windstaffeln auf freier Fläche, rasante Kurven-fahrten hinein in riesige Stadionschüsseln, bis auf den letzten Platz besetzt, hauchdünne Ellbo-gensprints auf der Aschenbahn. An jedem Alleebaum ein überdimensionales Politikerporträt. Gottwald. Bierut. Pieck. Stalin. Der junge Gustav-Adolf Schur wagt einen Vorstoß, pumpt wie ein Maikäfer; Jan Veselý, schon im Ziel, lacht gewinnend, von Damenhorden bestürmt. Blumensträuße, aufsteigende Tauben, aufgeregtes Winken allgegenwärtig. Ebenso Sportskamerad Ullbricht. Hält Reden, schüttelt Hände, verteilt beim Abendmahl, nach getaner Etappenfron, Prä-sente an die Aktiven. Vasen, Plüschhunde, Herrenschuhe. Musikkapellen und Schlotte als Kulisse für die eilige Fahrerschlange. Auch die Tonspur ist wieder da. Dramatische Streicher, Arbeiterlieder im Kastratenchor. Und überall diese Menschen, so viele Menschen, hellauf begeistert. Im dichten Spalier. Aus den Fenstern der Hochhäuser hängend. Auf Bäumen, Straßenschildern, Strommas-ten, Baugerüsten. Kinder und Jungtraktoristen, die über Äcker und Hänge sprinten, um den Lindwurm ein zweites Mal vorbeirauschen zu sehen. Sie alle sind – auf eine Weise, die schwerlich als »verordneter Antifaschismus« zu rezipieren ist – wahrhaftig aus dem Häuschen.

Doch bevor ich ein paar erklärende Worte anschließen und referieren kann, was in meinen grauen Speicherzellen für die in ebensolcher Vorzeit so populäre »Tour de France des Ostens« an Eckdaten hinterlegt ist – zwei Wochen hinterm Eisernen Vorhang, knapp über 2.000 Kilometer durch Volkspolen, Deutsche Demokratische Repu-blik und Tschechoslowakei –, beweist der Heizstrahler bereits, dass er mit der Frie-densfahrt bestens vertraut ist. Und dass offenbar eine Ost-Sozialisation der Grund für seine im witten Sande doch ungewohnt offenherzige Art ist.

»Oho, Wyścig Pokoju. Course de la Paix. Warschau–Berlin–Prag. Das waren noch Zeiten. La Paloma am Moldaustrand und Kettenklemmer in Katowice. Jedes Jahr im Mai. Ach ja, schade, dass es vorbei ist. Die weißen Tauben sind halt müde geworden«, sprudelt es nun auch in eindeutig friedlicherer Mission mit einem Elan aus ihm heraus,

der Ehrfurcht gebietet. Und derweil ich noch mühsam seinen musikalischen Anspielungen auf Picassos Taube hinterherhinke, die der Friedensfahrt traditionell als Logo auf Winkelementen und Wertungstrikots diente, schickt er schon das nächste Jukebox-Quiz hinterher. Diesmal in gepiffener Form.

»Das ist doch bestimmt die viel beschworene Friedensfahrt-Fanfare«, mutmaße ich. Und der Heizstrahler, eben noch ganz der Krieger im Rennsattel, schaut mich plötzlich an wie Spartakus auf Süßgras und Salbei. »Nee, war ja nicht alles schlecht damals ... bei uns im Osten ... und die Friedensfahrt ... die war eigentlich sogar richtig dufte.«

Seine Kette klackert wie beiläufig auf kleinere Ritzel. »Hat bestimmt seinen Reiz, so etwas heute mal mit 'nem modernen Plasteschwein nachzufahren«, sagt er noch, entschwindet dann mit lauthals surrenden Spikereifen und lässt mich mit dementen Beinen und plötzlich munterem Kopf allein. Und mit drei schwierigen Fragen.

Friedensfahrt! Pah! Wie in aller Welt kommst du gerade auf so einen Mist? Was zur Hölle willst du mit dem Fahrrad ausgerechnet in Polen und Pilsen? Und wie bitteschön könnte man so was Frau und Kindern, Gesäß und Rücken beibringen, ohne es sich mit allen dauerhaft zu verscherzen? Doch je näher ich wieder Bielefelder Boden komme, desto näher komme ich auch den Antworten. Antworten, die beflügeln. Nicht mal Gegenwind und durchnässte Klamotten können dem mit Mentaldoping aus dem körpereigenen Giftschrank aufgeplusterten Gemüt noch etwas anhaben. Ein fieser Möpp von Nieselregen fliegt mir um taubgefrorene Ohrmuscheln, doch auf die Hirnrinde prasselt nur Freude schöner Götterfunken, und euphorisierte Haxen trommeln Beethovens Neunte ins Tretlager.

Die mit der ökologisch vorbildlichen Verkehrsmittelwahl kompatibelsten Zeilen gröle ich sogar lauthals mit. Sturm und Drang mit allem Bombast. Ohne Furcht vor der Irritation etwaiger Passantenohren. Ein verfrühter, irradelnder Silvesterböller kurvt dem Nahen Osten der Stadt entgegen. »Freude trinken alle Wesen / An den Brüsten der Natur«, tirilieri er. »Freude heißt die starke Feder / In der ewigen Natur / Freude, Freude treibt die Räder ...«

Was ich in Polen und Tschechien will, in Bad Schandau und Bitterfeld? Mit dem Rennrad auf den Spuren der Internationalen Fernfahrt für den Frieden? Was für Fragen?! Na, das liegt doch auf der Hand, ja, geradezu auf der Straße!

Zwei Wochen nichts als Radfahren. 2.000 Kilometer durch ferne, mir völlig fremde Lande. Auf einer Route, die mir Ziele vorgibt, ohne Touristenströmen zu folgen. Mal

wieder reisen, wie ich es stets am liebsten tat. Ohne Sinn und Verstand, aber mit einem festen, wenn auch abwegigen Plan.

Fand ich London nicht auch am beeindruckendsten, als ich mir einfach vornahm, binnen zwei Tagen alle Fußballstadien der Stadt abzuklappern? Als ich kein Auge hatte für Glockentürme und Brücken, lieber die religiös schwer verminten Tottenham High Road und ihre dreizehntausend Friseursalons abschnitt bis zur »White Hart Lane«. Als ich den Kitzel genoss, als einziges Bleichgesicht im Bus zum »Upton Park« zu sitzen, und noch mehr dann zu später Stunde das Adrenalin, während ich am Themsestrand vor sehr zupackend klingendem Gebell wieder aus dem stockfinsternen, versehentlich unabgeschlossenen »Craven Cottage« floh.

Was mir das Beste scheint, am spontan gereiften Plan von einer Radreise durch einstigen Ostblock: Für all das wird eine griffige Formel gleich frei Haus mitgeliefert, ein Tour-Motto, das wenig Widerspruch zulässt. Friedensfahrt! Ein Wessi auf Friedensfahrt!

Mag doch ruhig die komplette Restbelegschaft der radelnden Sinnkrisler auf bewährte Konzepte vertrauen. Sollen sich doch alle gern in den Sommerferien mit der Bezwingung von Transalp-Routen oder legendären Tour-de-France-Bergen für den Rest des Jahres gegen die Ebbe an fühlbaren Erfolgserlebnissen immunisieren. Warum nicht? Es funktioniert ja. Doch mich und meine Räder soll die Freude, Freude in diesem Mai einmal auf weniger ausgefahrene Spuren treiben, zumindest auf heftig verstaubte.

Das scheint mir gerade der Reiz zu sein, der wahre Kitzel, der diese fixe Idee von einer Polka der Pedale im wilden Osten gleich in stürmische Vorfreude auf das perfekte Abenteuer ummünzt. Mal etwas wagen. Gezwungen sein, mich auf gänzlich neue Eindrücke einzulassen ... Denn, ja, ich gestehe freimütig: Was die Nachbarländer im Osten angeht, bin ich eine Ausgeburt bundesdeutscher Ignoranz.

Mein aktuelles Polenbild? Bestenfalls eine gar schrööklich verzerrte Karikatur. Deren Protagonisten: Penibel aufgebrezelte Damen, die mit langen Beinen und sonstigen Reizen so wenig geizen, dass Heines Hymnen auf die »Weichselaphroditen« auch nach einhundertsevenundachtzig Jahren noch ziemlich taufrisch klingen. Und danebst eine Herrenriege, bei der es sich durch die Bank um Brüder von Adam Malysz handeln muss. Jenes so netten Hänflings im berufsbedingt überdimensionierten Anzug, der ungeachtet des jüngsten Schnauzbart-Revivals in angesagten Metrosex-

Clubs bis zum letzten Tag seiner Karriere stets wirkte, als sei er direkt aus den finsternen Achtzigern auf den Aufsprunghügeln von Bischofshofen oder Lahti gelandet.

Doch glücklicherweise gibt es ja noch das wunderbare, real existierende Damenterzett, das einmal wöchentlich unsere Wohnung und Laune mit eifrigem Feudel und charmantem Witz polnischer Schule auf Vordermann bringt. Und sich vermutlich gerade sehr über meine Abwesenheit freut: »Ach, das Büro von Herrn Rainer putzen wir doch immer am liebsten. Da sieht man wenigstens ... Ergebnisse.«

Denn sonst könnte ich mich womöglich allein auf jene Grobschnittklischees stützen, die doch nur das Schwarz-Weiß der Extreme kennen. Die Häme des dünnen Witzchens vom Ironman Gdańsk – zu Fuß zum Schwimmbad und mit dem Fahrrad zurück – oder aber die stürmische Lobpreisung des Polen als perfektem Gastgeber und Improvisationstalent. Der, wenn jemand mit einer Panne vor seinem Haus liegen bleibt, den Gestrandeten sofort in die beste Stube bittet, um ihn bei konsonantenlasztyghen Trinkliedern mit einer hochprozentigen Emulsion aus Brennspiritus und Waldhonig bis zum Scheitel abzufüllen, derweil irgendein entfernter, technisch versierter Onkel im Schuppen nebenan aus einem Karabinerhaken, dem Lauf einer alten Weltkriegspistole und den Innereien eines Tampons in filigraner Handarbeit das gesuchte Ersatzteil drechselt.

Nicht viel anders sieht es auf meinem mentalen Europa-Atlas dort aus, wo Tschechien eingezeichnet sein müsste. Auch dort nur dürftige Assoziationen, die sich in diesem Fall vornehmlich aus diversen Kinderfilmen und -serien speisen. Krtek, der kleine Maulwurf. Lolek und Bolek. Luzie, der Schrecken der Straße. Pan Tau. Die Märchenbraut. Drei Nüsse für Aschenbrödel. Die Besucher. Zumeist Machwerke, die mit überraschend wenigen Besetzungswechseln auskommen und von einem leisen, liebenswert verschrobene Humor künden, der mich hoffen lässt, als Radfahrer zwischen Ústí nad Labem und Prag nicht wie Luzifer, der Schrecken der Landstraße, begrüßt zu werden.

Als Ausrede für meine völlige Unwissenheit über die einstigen Friedensfahrt-Gastgeber kann ich höchstens vortragen, dass ich für Aufenthalte in Polen und Tschechien vielleicht bisher einfach zu jung war oder zu alt. Als Prag und Breslau, Krakau und Budweis als Ziele für Klassenfahrten ins Blickfeld rückten, hatte ich meine Jahre auf Schulbänken bereits abgessen. Und mich treibt weder Heimweh nach Schlesien, noch verlangt ein Gebrechen die Teilnahme an Busreisen nach Marienbad samt achtzehn Kurbehandlungen mit Sumpfmoor und abführend wirkenden Heilquellen.

Allerhöchste Zeit also für ein wenig Brachialnachhilfe. Für Frontalunterricht in Slawistik und kleinem Grenzverkehr. Jetzt will ich's wissen: Was ist wohl geworden aus den Originalschauplätzen, an denen sich einst die Schurs und Veselýs, die Szurkowskis und Amplers um Etappensiege balgten – oder um Butterbemmen an der Verpflegungskontrolle? Wie sieht es aus mit der Verständigung der Völker? Mit dem praktizierten Frieden zwischen Deutschen, Tschechen und Polen?

Allesamt Fragen, an deren Beantwortung man sich womöglich gar nicht besser heranschleichen könnte als eben aus der Perspektive des Radfahrers. Mit Reisetempo siebenundzwanzig und auf Straßen, die nicht von Tourismus-Managern nach gängigen Sightseeing-Kriterien ausgewählt wurden. Sondern schon vor sechs Jahrzenten aus rein pragmatischen bis willkürlichen Beweggründen.

Ich sehe mich schon mit rasselnder Lunge im neuen Herzen Europas. Mit schwer beladenem Plasteross im oberschlesischen Industrieviertel nach Sauerstoff schnappen und an der steilen Wand von Meerane verzweifeln. Ja, der Selbstversuch als Friedensfahrer, er verheißt mir echtes Abenteuer, das aber dennoch von überschaubarem Risiko bleiben dürfte. Ist ja heute alles Schengenraum.

Vor diesem Hintergrund wirken auch die nackten Zahlen von zwei Wochen und zweitausend Solokilometern im Fahrradsattel geradezu als Idealmaß. Als Strapaze, die geeignet ist, den guten Willen und die Unterstützung von Gesäß, Rücken und Beinen sowie insbesondere der Familie zwar bis an ihre Grenzen auszuloten, aber vielleicht nicht überzustrapazieren.

Als ich nach knapp neunzig Kilometern wieder auf unseren Hof einbiege, übermannt mich ein zutiefst romantischer Anflug jener Euphorie des großen Entdeckungsreisenden, die mich vor mehr als dreißig Jahren bei meinen allerersten ganz allein unternommenen Fahrradtouren beflügelte hatte. Ich bin beseelt von dem Gedanken, dass es kein idealeres Vehikel gibt, um ein wenig Marie Kingsley zu spielen und gänzlich neue Horizonte zu erschließen, als eben das Velo. Auch heute noch, wo es heißt, jeder Winkel der Erdkruste sei nur einen Mausklick entfernt.

Und während ich mich müde, aber glücklich aus dem Sattel hieve, singt es noch immer aus mir heraus – wenn auch nun, aus Rücksicht vor der Nachbarschaft oder vielmehr meinem Ruf in derselben, eher im Flüsterton.

Des Freiherrn Schillers Lyrik zu Beethovens Komposition geht nahtlos über in das Frühwerk von Vicky Leandros: »Stets der gleiche Trott / Nur hü und hott / Das hält

keiner aus / Ich will hier raus / Gib dir einen Stoß / Und dann geht's los /
Theeeeeeeeeooooo, wir fahr'n nach Lodz ...«

Der erste eilige, patschklackende Gang in tiefenden Radschuhen führt mich auf
direktem Weg in die Küche.

»Wem gehört das Käse-Schinken-Croissant, wem der Laugenzopf?«, fragt es aus
dem unterzuckerten Leib.

»Ich«, sagt der dreijährige Sohn.

»Mir«, verbessert die doppelt so alte Tochter.

»Perfekte Antwort«, denke ich. »Mir« ist Russisch und heißt Frieden ...



Im Uhrzeigersinn von links oben:

Niederschlesien am Montagnachmittag, Nieder-
schlesien am Dienstagmorgen. Elbflutbrücke bei
Wittenberg, Südböhmische Rapsodien.





ISBN 978-3-9369-73-57-0

Matt Gelpe: Laktatexpress. Im Tal der Ortsschilsprinter.

Absurde Trainingstheorien, gemeine Intrigen, tiefender Tunnelblick und der allgegenwärtige Hungerast. Die Welt der Hobbyrad-sportler ist mindestens ebenso reich an Geschichten wie die der Pro-fis bei der Tour de France. Eine RTF unter Freunden und der lang ersehnte Sieg über den Trainingskollegen an einer unbedeutenden Kuppe im Niemandsland können genauso viel Drama und Emotion bieten wie der Kampf ums Regenbogentrikot. Matt Gelpe nimmt kein Kettenblatt vor den Mund und brilliert mit 53 aberwitzigen Geschichten von den wahren Radsporthelden ...



ISBN 978-3-9369-73-58-7

Ulf Henning: Dicker Mann auf dünnen Reifen

Kann ein zur Bequemlichkeit neigender Familienvater mit einem fatalen Hang zu den schönen und ungesunden Dingen des Lebens in acht Wochen zum »Leistungssportler« mutieren? Er kann, wenn er dem Zufall freie Hand lässt. So ergeht es zumindest Ulf Henning, der sich nach einem bierseligen Versprechen plötzlich auf der Start-liste eines Radrennens wiederfindet. Über Nacht mutiert der Genuss-mensch zum Hansdampf auf allen Straßen, trainiert mit ungeahntem Ehrgeiz und protokolliert akribisch jeden Kilometer und jede Kalorie ... Trockener Humor vom Feinsten.



ISBN 978-3-9369-73-56-3

Lars Terörde: Barfuß auf dem Dixi-Klo

Urkomische Episoden vom ganz normalen Irrsinn zwischen Wet-suits, Wechselzonen und Wadenkrämpfen. Ein normalsterblicher Triathlon-Held im Kampf mit Gewichtsproblemen, inneren Schweinehunden und dem Erzfeind in der eigenen Familie: dem trainings-faulen, aber talentierten Schwager ... Mit seinen Abenteuergeschich-ten vom Kaiserswerther Kenianer, die schon mehrfach Aufnahme in die »Achilles' Verse«-Kolumne auf Spiegel Online fanden, tritt Lars Terörde den Beweis an, dass beim »flotten Dreier« immer auch das Zwerchfelltraining zu seinem Recht kommt.

Jacques Faizant: Albina und das Fahrrad



ISBN 978-3-9369-73-66-2

Zuerst wehrt sich die amerikanische Studentin Albina noch mit Händen, Füßen und Mundwerk dagegen, ihren kostbaren Hintern jemals auf einen dieser harten, schmalen Sattel zu schmiegen, doch bald packt auch sie das Radsportfieber ... In 35 Geschichten voller Komik, Poesie und Leichtigkeit erzählt Jacques Faizant, der berühmte französische Humorist, von der Liebe fürs Velo. Von Albina, ihren neuen Freunden und ihren Abenteuern mit Polizisten und den Tücken der Technik, mit Autofahrern und Werkstattbesitzern, mit Gewichtsproblemen und Hungerästen.

Benjo Maso: Der Schweiß der Götter



ISBN 978-3-9369-73-60-0

Mit »Der Schweiß der Götter« ist dem niederländischen Soziologen Benjo Maso *das* Standardwerk über die Historie des Radsports gelungen. Eine kleine, aber ungemein fakten- und facettenreiche Kulturgeschichte insbesondere der Tour de France, die nun endlich auch in einer deutschen Übersetzung vorliegt – und vom Autor extra für diese Ausgabe aktualisiert und erweitert wurde. Ein wunderbar erzähltes Buch, das auch all jenen, die glauben, schon alles über die Frankreich-Rundfahrt zu wissen, ein ums andere Mal die Augen öffnen wird.

Covadonga ist der Verlag für Radsportliteratur:

Hans Blickensdörfer, Udo Bölts, Jacques Faizant, Laurent Fignon, Joe Friel, Jan Heine, Paul Kimmage, Albert Londres, Tim Moore, Graeme Obree, Kurt Stöpel, Peter Winnen. Das ist nur eine kleine Auswahl unserer Autoren. Radfahrer von Welt- und Kreisklasse, die dem Radsport eine literarische Stimme verleihen. Quer- und Vordenker aus dem Peloton. Legendäre Reporter und große Humoristen. Die witzigsten Chronisten der Jedermann-Szene. Internationale Koryphäen in Fragen Training und Fahrradtechnik ... Sie alle schreiben für Covadonga. Meist über den Radsport – und manchmal auch über seine nahen Verwandten.

Bestellen Sie unseren Gesamtprospekt oder besuchen Sie uns im Internet.

Covadonga Verlag | Spindelstr. 58 | 33604 Bielefeld | Fax: 0521/5221796 | info@covadonga.de

www.covadonga.de

Eine atemlose Hommage an die Tour de France des Ostens, an das neue Herz Europas ... und auch an das Fahrrad

Die berühmte Friedensfahrt. Ein Radrennen zwischen Warschau, Berlin und Prag, das einst jedes Jahr im Mai unglaubliche Zuschauermassen zu mobilisieren verstand. Ein alljährlich wiederkehrendes Frühlingsmärchen, auf das sich für viele Menschen, die in der DDR aufgewachsen sind, noch immer einige ihrer schönsten Kindheitserinnerungen kaprizieren.

Sechzig Jahre ist es nun her, dass die Internationale Friedensfahrt zur Drei-Länder-Tour wurde und erstmals über deutschen Boden rollte. Der ideale Anlass, findet ein begeisterter Radfahrer aus dem Westen, um sich einen Traum zu erfüllen ... und dieses sagenumwobene Sportereignis, das er selbst bisher nur aus sentimental Erzählungen kannte, auf seine Weise wiederzubeleben.

Mit dem zum Packesel mutierten Rower, wie das Fahrrad in Polen heißt, wagt er sich auf die originale Friedensfahrt-Route von 1952. Sein Ziel: grenzenlosen Spaß mit praktischem Nachhilfeunterricht in Körperertüchtigung und Slawistik zu verweben. Das Ergebnis: eine stürmische Reiseerzählung von einer Polka der Pedale, von Carboloadung mit Pilsener und Piroggen, von viel Fahrt und ein bisschen Frieden.

Berichte über Land und Leute wechseln sich ab mit Lobliedern auf die Leidenschaft für das Velo. Mit bisweilen aberwitzigen Ausflügen in die Historie der Friedensfahrt. Mit ungefilterten Eindrücken, wie es heute denn so bestellt ist mit der Freundschaft zwischen Polen, Deutschen und Tschechen. Denn wie könnte man sich einer Antwort auf diese Frage trefflicher nähern als aus der Perspektive des Radwanderers? Mit rasselnder Lunge im Herzen Europas ...

Ab April 2012 im Covadonga Verlag

Broschur, 384 Seiten + Fotostrecke – ISBN 978-3-936973-70-9 – EUR 16,80 [D]

Überall im Buchhandel. Oder unter www.covadonga.de/shop